

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Schillers Sendung

# Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

## Schillers Sendung.

Von Herbert Enzarz.

Wer Schiller fassen will, muß ein Jahrtausend umfassen. In mancher deutschen Dichtung liegt ein reicheres, in keiner ein größeres Deutschland enthalten. Von keinem Punkt ist unser ganzes Geschick, ist die Gesamtentwicklung unserer Literatur geschlossener zu überschauen.

Schiller bleibt unvergleichlich mehr als alle seine breiten Auswirkungen. An der Drei-Länder-Ecke von Kunst, Philosophie und Religion ragt einer der kühnsten Leuchttürme, die die christliche Menschheit erblickt hat. Nie haben flammendere Farben ins Tiefste des Menschen hinein, ins Fernste des Weltalls hinaus geleuchtet. Dächte man Schillers und etwa Shakespeares Werk als einzige Kunde unserer Erde dem Mars übermitteln, dann würde Shakespeares Schöpfung die unerreichbare Arche Noah der menschlichen Arten, Schiller hingegen die unersetzliche Botschaft vom Menschen als kosmischer Gattung bringen. Hier geht es nicht nur um Dichtung als Dichterwerk; hier gilt es die Grenzen der Dichtung, ihr Sakrament, ihr Schicksal.

Was Schiller von all seinen Nachbarn und Ahnen scheidet, ist ein neues Verhalten der Dichtung, ein neuer Sinn und eine neue Ausdehnung des Worts überhaupt. Er ist der Potentat der deutschen Literatur. Vereint Goethe alle namenlosen Reichtümer, alle Samen und Säfte der deutschen Erde in weltumspannendem, weltbedeutendem Ich, behütet Földerlin den ewigen Mythos der deutschen Sprache, das orphische Vater- und Mutterland deutschen Wesens, so kündigt Schiller zuvörderst das Reich und die Macht deutschen

Geists. Er ist der weltgeschichtlichste Dichter der deutschen Literatur. Nirgends seit Luther hat Geist als Geist in ähnlichem Ausmaß Geschichte gemacht und Geschichte verleiht. Wir mögen manchen wüchsigeren und gnadenreicheren Dichter besitzen als den geheimnislosen, Jean Paul sagt „felsigen“ Schiller. Wir haben keinen zweiten, der das Dichterische so gewaltig in alle menschlichen Dinge greifen, das Irdische bewegen und verwandeln ließe.

\*

Schillers Ideen sind kein Schlaf des Weisen, des Gerechten oder des Seligen über der Wirklichkeit. Sie sind ein Ruf an die Wirklichkeit, ein Gebot, das sich immer nur handelnd und letztlich nur tragisch vollstrecken läßt — und insofern ein Wesensausdruck unserer ganzen Geschichte, die schon als solche anmutet wie eine Kette von Tragödien, ebendadurch aber den zeugenden Atem des Allgeists treuer bewahrt als irgendeine glücklichere.

Goethe enttatkräftigt die deutsche Dichtung und Bildung; um diesen Preis hält er sie lauter, frei von Zwisten und Verträgen, heute so licht und neu wie je. Goethe ist immer da. Schiller muß immer wiederkehren. Schon Goethes Sprache ist unerschöpfliches Quellen, Keimen und Blühen, fast wie der Erdgeist selbst. Die Sprache Schillers, unendlich in ihrer Bewegung, Erhebungs- und Heiligungskraft, bleibt ihren Vorstellungsbeständen nach ein endliches, ein scharf umgrenztes System, gleichsam ein wohlgedrilltes Meer von Bildern und Begriffen. Die Epigonen Goethes

sind vorwiegend formlos; Goethe kann nicht kopiert noch parodiert werden. Der Nachtrag Schillers aber neigt dem Manierismus zu; die tragische Bibel wird zur rhetorischen Fabel, manchmal nicht unähnlich dem Schatzkästlein gebrauchsfertiger Redensarten im Anhang unserer lateinischen Lese- und Übungsbücher.

Aktivistische Stile sind karger als kontemplative. Schiller entreißt die Dichtung der Betrachtbarkeit und Besinnlichkeit. Er heißt den Geist mit nie erhörter Wucht nach der Wirklichkeit gieren. Schon hierdurch zählt er zu den Gründern unseres politischen Zeitalters. Ja, wir nennen ihn den politischen Dichter Deutschlands. Sein Werk ist die seit Luther umfassendste Wandlung von Glaubens- und Herzensmächten in Tatgewalten.

\*

Die Schöpfung Schillers ist die reinste und reifste Schlichtung der religiösen Entzweiung Deutschlands. Nicht Leibniz, der so rühmliche Versuche zur Wiedervereinigung der Bekenntnisse macht, erst Schiller, im Bund mit Goethe, hat den Dreißigjährigen Krieg begraben. Nicht Luther noch Kant haben das ganze Deutschland erobert. Schiller hingegen hat den schroffsten und kostbarsten Dingen des Protestantismus, in ihrer unverkümmerten Schroffheit und Kostbarkeit, überkonfessionelle, groß- und gesamtdeutsche Einkörperungen geschaffen. Einkörperungen, die noch da menschlichen Eingang finden, wo der Protestantismus als solcher auf runde Ablehnung stieß.

\*

Den deutschen Geist gestalten und verkörpern seit dem Mittelalter zwei das ganze Leben der Nation umgreifende Faktoren: die Glaubensspaltung und die Unmöglichkeit einer realpolitischen Einigung des Gesamtvolks. Während die übrigen germanisch-protestantischen Kulturen einen einsinnigen, mehr oder weniger geraden Weg in konservativ-demokratische Ordnungen einschlagen, nimmt unser Schicksal, von damals bis heute, einen durch und durch tragischen Gang. Schon die jahrhundertelange Zurückdrängung, ja Ausschaltung wertvoller Randgebiete — durch die jüngste Teilung Europas, 1919, auf eine neue Spitze getrieben — gibt unserem Nationalcharakter die radikale, polare Natur, der sein Mangel an Gleichgewicht, aber auch seine unabsehbaren Möglichkeiten, seine Werbe- und Wandelkraft, seine Jugendlichkeit entspringt. Auch die deutsche Reformation, die doch entscheidende Mächte der Volks- und Spracheinheit hervorbringt, bleibt zäher als all ihre Schwestern den Sonderhaltungen des Glaubens, minder als jene den ökumenischen Werten, den Werten für schlechtweg alle, etwa den allgemeinen Satzungen eines „Cant“ ergeben. Heroische und ökumenische Kräfte klaffen in tausend Formen auseinander. Und da den fortzeugenden Spaltungen ein immer helleres Bewußtsein der Einheit entgegentritt, da gerade die Zeiten der schroffsten äußeren Spaltung die dichteste innere Einheit erwecken und umgekehrt, erneuert und bewahrt die deutsche Welt sich durch Streit oder Selbststreit.

Diesem Schicksal nun — die Begriffe sind selbstverständlich nur Wegweiser, nicht die geschichtliche Landschaft selbst — hat Schiller die größten deutschen Tragödien entrunnen. Er hat den letzten Sinn dieses

Schicksals geformt, dieses Schicksal bejaht und gerechtfertigt. Dem Satz des Montesquieu: „Glücklich das Volk, dessen Geschichte langweilig ist“ stellt Schiller die Botschaft entgegen: Gewaltig das Volk, dessen Geschichte tragisch ist. Und Schiller wie keiner hat durch die Entzweiung, die Tragik als solche das Dritte, das Eine beschworen, zu dem gerade die Träger des härtesten Loses erwählt sind.

Doch dieses Los fällt nicht erst in der Reformation. Unsere Literatur ist fast ebenso weit, als unser Gedächtnis zurückreicht, ein immer wieder an den Grundfesten des deutschen Wesens rüttelnder Prozeß zwischen germanischer und christlicher Welt, Nord- und Süd-Anpassung. Dieser Prozeß, der erstmals in der Hochblüte der Staufer, in Wolframs und Walters Tagen eine verhältnismäßige Einheit deutscher Kunst und deutschen Lebens gebiert, entbrennt mit erneuter Wucht noch am Ende des Mittelalters. Dann aber erstellt erst wieder das klassisch-idealistische Zeitalter ein allumfassendes Zusammenspiel der Kräfte. Erst in Klopstocks, Lessings und Wielands Tagen rundet sich, nach mehr als zwei Jahrhunderten der weitesten Zerrissenheit, die breite Einheit von katholischer und protestantischer Literatur. Und erst in Weimar wird der volle Einklang der deutschen Bildung gestiftet, der erste seit dem christlichen Mittelalter. Gerade Schiller, er ist ebendarum der Klassiker unserer Gegenwart, hält alle Räume, alle Wesensspannungen der deutschen Seele zusammen.

Die Dichtung Schillers bekehrt gleichsam Recken zu Christen, lehrt Berserker sehen und singen, führt gerade die Stärksten und Standhaftesten der größten Gemeinschaft entgegen — und heißt sie dennoch Helden und Täter bleiben. Wie der mächtigste Schritt der neueren Weltgeschichte daraus entspringt, daß gerade die stärksten Völker der Erde zum Christentum sich bekehren; wie dann die europäische Renaissance, scheinbar für immer welt und sied, einen ganz ungeahnten Gipfelweg betritt, als die von vornherein vielleicht künftfremdesten der Kulturnationen ihr Ringen um die antiken Formen von Neuem aufnehmen; ebenso bleibt es die Herakles-, die Jahrtausend-Arbeit Schillers, gerade die Kühnsten und Zähesten, die gründlichst Denkenden und tapferst Handelnden der Schönheit und Menschlichkeit zu gewinnen. Schillers Kunst führt Germanen als Germanen in das Christentum, Puritaner als Puritaner nach Griechenland. Bei Goethe ist das reichste, bei Schiller das größte Deutschland. Goethe, als Lebenslehrer und -führer betrachtet, verpflichtet denn doch allzu wenig. Schiller verpflichtet jedermann zu Dienst und Opfer. Er bekehrt die Stärksten zum Frieden, zur Schönheit, er ruft auch noch die Schwächsten zum heldischen Waffengang für das Recht. Wohl nirgends seit dem Mittelalter war und wirkte eine Dichtung Dienst und Opfer wie diese. Und nirgends seit dem Mittelalter waren heroisches und ökumenisches Gesetz, waren auch Glaube und Schönheit tiefer durchdrungen.

Schillers Tragödie ist zuvörderst eine Schule des Heroismus, des sich Überwindens und, nach Jakob Böhmes Wort, sich „freudig“ Überwindens; ein Gebot an jedermann, für sein Ideal sein Leben zu wagen. Jede Sache ist so viel wert, wie wir für sie zu leiden,

zu opfern vermögen. Ideen müssen in Flammen gehärtet, mit Herzblut besiegelt werden. Es gibt kein menschliches Recht, das wir nicht selbst vom Himmel holen müßten. Sich für sein Recht, seine Idee erschlagen lassen, das ist die höchste Kraft und das äußerste Mittel, das Recht an sich zu reißen und die Idee zu verwirklichen.

Die nämliche Tragödie fordert aber auch, sich für die Menschheit erschlagen zu lassen, die Menschheit nicht so sehr als Zeitgenossenschaft denn gleichsam als Jahrtausend-Garbe des Lebens nach dem Ideal hin. Die Menschheit Schillers ist vor allem ein Zusammenhang der Zeiten und Geschlechter; jeder ist so weit Glied der Menschheit, als er den fernsten der Kommenden dient. So wird auch die Menschheit zur Aufgabe, zum Vorwärts jedes einzelnen. Die Blutsgemeinschaften sind hiermit nicht aus-, sondern eingeschlossen; sie sind Schiller nicht unbekannt, sondern selbstverständlich und unberührbar. Schillers Begriff der Menschheit steht dem Übermenschen unendlich näher als etwa dem *homo moyen*, den Ekkehart und Nietzsche unvergleichlich näher als den Mirabeau oder Bentham. Schillers Humanität ist ein Wort von Erz, nicht von Schmalz. Ihre Templeisen tragen „der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich“. Sie ist ein Gebot der Vermenschlichung des Geldentums, das Gebot eines Diensts, eines Opfers für alle. Schillers tragischer Heroismus, ausdrücklich seit dem „Don Carlos“, birgt ein messianisches „für alle“.

Ist es also ein Zufall, daß Schiller einen Luther, einen Gustav Adolf, einen Friedrich den Großen geplant, hingegen einen Don Carlos und einen Wallenstein geschrieben hat? Daß nicht die protestantische Elisabeth, sondern die katholische Maria seine Heldin wird? Daß der durch und durch heroische Vorwurf der „Malteser“ an einem Formproblem scheitert? All das geschieht wider Willen! Von Schillers Vorurteil gegen die Römische Kirche wird manches erstaunliche Beispiel zu geben sein, vom Pater der „Räuber“ bis zu den Hintertürhütern des „Wallenstein“, dem Meuchler der „Braub“, den barmherzigen Raben des „Tell“. Doch es ist Geist von Luthers Geist und Blut von Friedrichs Blut, was im katholischen Motiv der „Jungfrau“ tragisch wird (mit gutem Grund in keinem deutsch-katholischen Motiv, denn ein solches ließe Gefahr, eine gegnerische Partei zu fördern). Indessen tragisch werden heißt für Schiller erstlich heldisch werden, heldisch bleiben, zugleich aber zum Gelden aller werden, um aller Kommenden und zur Weiterführung der Menschheit Berufenen willen als Geld sich bewähren. Schillers Tragödie ist ihrem Wesen nach eine „Katholisierung“ des Geldentums, die Verbindung des Opfers mit dem höchsten Gut aller, aller das Höchste Suchenden, durchaus nicht aller Beliebigen. Es ist die tiefste Übereinstimmung zwischen Schiller und Beethoven. Auch Beethoven läßt die heroischsten Motive, etwa im zweiten Satz der Eroica oder noch greiflicher im „Fidelio“, in messianische Erlösungsklänge übergehen. Der Kampf wird nicht abgeblasen, sondern unendlich fortgetragen und dadurch in eine letzte Harmonie gerichtet.

Schillers Tragödie eint die beiden Seelen, deren wechselvolles Ringen und vielleicht auch wechselndes Recht die deutsche Geschichte beherrscht, deren Zerklüf-

tungen und Umschwünge bedingt. In jedem Deutschen streitet ein heroisches wider ein ökumenisches Streben. Auch Protestantismus und Katholizismus verkörpern etwas von diesem Zwiespalt, der ja eben das Schicksal eines politisch und Konfessionell zerrissenen Volks ist. Schiller indes — wie neben ihm nur Beethoven — stellt das umfassendste Gleichgewicht her, dessen die deutsche Welt seit Luther fähig war. Im „Tell“ rückt dieser Einklang aus der tragischen Perspektive in den Bereich des befreit-befreienden Handelns hinüber. Die Antithese von Weimar und Potsdam ist hier erloschen ...

\*

In Schillers Versen stürmt, wie nirgends vor Kleist, der heißeste *furor teutonicus*, dessen erzener Tritt in das Schicksal hinein an den Atem germanischer Heldendichtung gemahnt, die gleichfalls nicht bloße Gewalt frogt, sondern auch, von dem leid- und tatenschweren Los der Völkerwanderung durchzittert, ein tiefstes Verstehen menschlichen Planens und Handelns ausstrahlt; und ebenso wie dieser Vornenspruch die Wiege der ungeheuersten Kraftentfaltung umraunt, so tönt der Jambus Schillers jenem Kleinbürger, der binnen Jahrhundertfrist die größte Kraftleistung der neueren Geschichte vollbringen wird.

Warum indessen, fragen heute viele, drängt der dramatischste Genius Deutschlands nicht nach dem germanischsten Stil, dem Stil der Heldentlieder oder gar der isländischen Volksepik? Warum überhaupt Renaissance? Wir antworten nicht erst mit Hinweisen auf die Geistesgeschichte von anderthalb Jahrtausenden: Dort Völkerwanderung, hier Stuttgart und Weimar. Wir antworten bündiger: Schon darum, weil das weltgeschichtliche Los die Germanen nach Mitteleuropa geführt hat, tut Anpassung not, nicht bloß die Darwinische, sondern auch die Aristotelische Anpassung, die Vergung des Menschen ins Schicksal. Schwaben und Thüringen sind in jeder klimatischen Hinsicht dem Mittelmeer näher als Island. Gott entwurzelt den Saga-Stil, einen vollkommen landschaftslosen Stil, gleichsam schon dadurch, daß er Wein wachsen läßt. Natur wird zum Gruß, zum Geschenk. Der Blick verweilt in der Umwelt, trinkt Bilder und Farben.

Schillers Heimat ist Deutschlands einzige protestantische Landschaft, die unter dem vollen „römischen Sauch“ liegt. Mag sein, daß Schiller, der ja nie das Meer gesehen hat, allzu selten (dann allerdings erstaunlich hell) verspürt, daß sein Volk auch ein Seefahrer-Volk ist. Und doch scheint es in seiner Schöpfung oft, als ob nun die Männer der „Walfischstraße“ das Meer Homers, das Mittelmeer Goethes und Nietzsches grüßten, die Nord- und Nebelmänner nun zum erstenmal in Kornfeldern und Obstgärten erwachten — dies etwa drückt das süße Beben, der neue süße Stil des „Don Carlos“ aus, dieser schwächsten Tragödie und kostbarsten Dichtung Schillers, die den bildfremden Räuber-Trog Seele und Sinne öffnen heißt — es ist der Ton, nicht der parodische Inhalt, des Jubelrufs: „Königin! O Gott! Das Leben ist doch schön.“

Des weiteren aber liegt alles daran, daß jene Nordmänner im Korn- und Nebenland sich nicht verlieren: daß sie Gelden bleiben auch unter dem Kreuz, Gläubige

auch vor dem Bild, ewige Seefahrer zur Menschlichkeit und Schönheit. Und ebendies bleibt die Gewähr der Schillerschen Tragödie. Das Vermächtnis auch seiner Persönlichkeit, dieses beispiellos in sich befaßten, so groß getragenen und unbeschreiblich schönen Lebens, das uns erinnert an die Anekdote jenes Nordpolfahrers, der in arktischer Wüstenei, weit und breit keine Pflanze, kein Vogel mehr, einem einsamen Menschen begegnet und fragt: Was kann denn hier noch leben?, um die Antwort zu erhalten: Nur der Mensch („Nothing but man“) . . . Derselbe Unbekannte schreitet durch sämtliche Dramen Schillers. Insofern weist uns Schiller immer wieder auch in fels- und Eislandschaft zurück. Das scherzhaft Sibirien der „Anthologie“ („gedruckt . . . zu Tobolsko“) ist auch ein ernstes Sinnbild.

In Schillers Dichtung ist die straffste Bindung und die glücklichste Lösung deutschen Wesens. Sein Heroismus schließt den Humanismus, sein Ebenmaß alle Tatkraft ein, und umgekehrt. Die Räume seines Geistes sind häufig unerfüllt, doch alle Tage erfüllbar mit Leben und Blut. In seinem Lager ist das große, das größte Deutschland. Wer jetzt nach einem Humanismus ruft, der nicht auf Celtis und Erasmus, sondern auf den Grundwerten des Mittelalters ruhe, nach einem religiöseren oder germanischeren Humanismus also, in keinem wie in Schiller findet er auch dieses

Urbild wieder. Wer aus unserer neueren Dichtung den Atem des Hildebrandslieds, den Ordensgeist der Kreuzzüge, der hohen Minne und der festlichen Turniere beschwören möchte, der horche mit vorerst geschlossenen Augen in Schillers tragischen Vers. Und wenn es heute oder morgen wieder große Kunst und Kunst für alle geben kann, durch neuen Gemeinschafts- und Schicksalswillen, durch neues Aug-in-Aug mit Gott und mit der Erde, durch neue Einklänge von Dichtung und Philosophie und Religion, ihr nächster Ahnherr wird Schiller heißen.

Darum wollen wir vor das verwitternde Mal seines Ruhms einen grünenden Kranz des Lebens tragen.

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, Herrn Universitätsprofessor Dr. Herbert Cysarz, Prag, und des Verlages Otto Niemeyer, Halle (Saale) dem 1. Kapitel des neuen Schillerbuches zum diesjährigen 175. Geburtstag unseres großen Dichters entnommen (462 S., geh. 30 Xll., in Lwd. geb. 32 Xll.). Wir haben nicht viele solcher Dichter-Bücher, die alle Vorzüge in sich vereinigen: mitreisende Sprache und hohe geistige Schau. In der Schiller-Bibliographie nimmt Cysarz' Buch jedenfalls die erste Stelle ein. Was das Buch besonders empfiehlt, ist seine Umfassendheit, in der Schiller begriffen wird. So kommt es, daß Cysarz mit seinem „Schiller“ gleichzeitig ein großes und inhaltsreiches Stück deutscher Geistesgeschichte geschrieben hat. Bei Cysarz lesen wir zum erstenmal auch die Geschichte des Mythos Schiller.

## Das deutsche Theater und das deutsche Schicksal<sup>1</sup>.

Von Kurt Krauth.

**I**ch habe mir die Aufgabe gestellt, zu Ihnen zu reden vom Gestaltenwandel des deutschen Theaters im Zuge des deutschen Schicksals. Erwarten Sie von mir keine ästhetisch-literarische Besinnung über das Drama, keine philosophische Bestimmung des Wesens des Dramatischen — befürchten Sie keine tiefsinnige Spekulation über die Magie der Verwandlung, über die Verzauberung des Zuschauers — es geht mir auch nicht um die Sendung des Schauspielers, noch um die Gesetze und die Geheimnisse von Spielgestaltung und Spielraum —, sondern vielmehr um die drei schlichten Fragen:

Was hat das Theater mit dem staatlichen und weltanschaulichen Schicksal eines Volkes zu tun? Wie hat sich darum das deutsche Theater im Laufe von Jahrhunderten gewandelt? Was haben wir im neuen Reich vom Theater zu erwarten?

Wir wollen also von der politischen Funktion des Theaters sprechen und haben darum alle (freilich auch art- und zeitbedingten) ästhetischen, philosophischen und soziologischen Erscheinungsseiten des Theaters

<sup>1</sup> Vortrag, gehalten am 13. Juni auf der Kreistagung des NSLB, Kreis Lahr.

voraussetzen und nur dort zu streifen, wo sie die politischen Zusammenhänge klären und erhellen.

I. Was hat das Theater mit dem staatlichen Schicksal eines Volkes zu tun? Diese 1. Frage ist die Frage nach der politischen und sozialen Notwendigkeit des Theaters. Sie ist gestellt unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß das Theater auch unterhalten will und soll, daß es auch eine Aufgabe am einzelnen hat, daß es erheben will, erziehen und darüber hinaus offenbaren. Die Frage ist aber zum andern gestellt aus dem untrüglichen Wissen und dem unbestechlichen Glauben heraus, daß der Dienst am einzelnen und für den einzelnen, daß Schicksalschau und Erhebung und erst recht Unterhaltung für den einzelnen nicht der letzte und tiefste Sinn einer so alten und eindrucksvollen Kulturererscheinung sein kann. Erwin Guido Kolbenheyer hat in einem seiner Vorträge unsere Frage erweitert und schlechthin nach dem Lebenswert der Dichtung für das völkische Leben gefragt. Sein Gedankengang scheint mir so bedeutend und zugleich so unentrinnbar, daß ich Sie alle diesen Weg noch einmal führen muß. Kolbenheyers biologisches Denken sieht den Menschen in einem ewigen Anpassungskampf